

---

**Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte**  
Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris  
(Institut historique allemand)  
Band 4 (1976)

DOI: 10.11588/fr.1976.0.48880

---

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

J. D. GOULD, *Economic Growth in History. Survey and Analysis*, London (Methuen & Co. Ltd.) 1972, XIX–460 S.

Goulds Arbeit enthält keine Sensationen, doch war dies auch nicht die Absicht des Verfassers. Vielmehr zielte er lediglich darauf ab, »einige Fakten aus der modernen Wirtschaftsgeschichte in einem wachstumsorientierten Zusammenhang darzustellen«. Diese selbstgestellte Aufgabe ist allerdings nicht ganz einfach zu lösen: die Wirtschaftsgeschichte – angesiedelt zwischen der noch immer mit dem Historismus kämpfenden Geschichtswissenschaft auf der einen und den weitgehend modellorientierten Wirtschaftswissenschaften auf der anderen Seite – ist derzeit keineswegs eine in sich ruhende und über einen allgemein akzeptierten konzeptionellen und methodischen Kanon verfügende Disziplin. Zu den umstrittensten Fragen aber gehören hier wie in den Wirtschaftswissenschaften die mit dem wirtschaftlichen Wachstum zusammenhängenden Probleme. Auch Gould kann nur Teilantworten geben, doch möchte er wenigstens den derzeitigen Diskussionstand kritisch referieren, Konsens- und Dissenspunkte herausarbeiten, Erklärungsversuche anbieten. Er beschränkt sich dabei ausdrücklich auf die ökonomische Ebene, ohne jedoch die Zulässigkeit, ja Unentbehrlichkeit anderer Erklärungsebenen zu bestreiten. Seinem Ansatz und der Komplexität der Materie entsprechend, arbeitet der Verf. durchgängig mit sehr hoch aggregierten Daten in dem Bestreben, ein Maximum an internationaler wie auch vor allem an diachronischer Vergleichbarkeit zu gewährleisten und so ein Fragenraster für Detailstudien bereitzustellen.

Im Mittelpunkt der Gouldschen Arbeit steht der Begriff des Wirtschaftswachstums, den der Verf. mit Recht deutlich von dem der Entwicklung abhebt: nicht Verschiebungen in der sektoralen Struktur der untersuchten Volkswirtschaften, sondern Veränderungen des Volkseinkommens sind das eigentliche Kriterium wirtschaftlichen Wachstums; als Indikator verwendet Gould in Anlehnung an Ackley, Chenery u. a. das Wachstum des realen Durchschnittseinkommens pro Kopf. Gewiß wirft dieser Indikator einige Bedenken insofern auf, als er international und intertemporal gleiche Bedürfnisstrukturen voraussetzt, die sozialen Kosten des Wirtschaftswachstums nicht berücksichtigt und insbesondere keinerlei Aussagen über die tatsächliche Verteilung des Volkseinkommens erlaubt. Andererseits gehören die damit angesprochenen Probleme nach herkömmlicher (wenngleich keineswegs mehr unwidersprochener) Auffassung nicht zum ökonomischen Bereich im engeren Sinn; auch würden sich dem Versuch einer Operationalisierung fast unüberwindliche Hindernisse entgegenstellen – ist doch selbst im Bereich der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung die Datenlage vor 1900 für die meisten Länder einigermaßen prekär, vor 1850 geradezu verzweifelt. (Dieselben Gegebenheiten bestimmen denn auch die zeitliche Eingrenzung des Untersuchungsbereichs. Zwar greift Gould gelegentlich in die vorindustrielle Periode zurück, doch legt er den Akzent seiner Analyse deutlich auf das mittlere und spätere 19. sowie auf das 20. Jahrhundert).

Kapitel eins der Gouldschen Studie dient der terminologischen Klärung, skizziert die Materiallage und führt allgemein in den zur Diskussion stehenden Problemkreis ein. Schon hier wird eine der besonderen Stärken des Buches deutlich: der Autor versteht es, den derzeitigen Diskussionsstand klar und eindrücklich zusammenzufassen,

ohne dabei auf die Darlegung seiner eigenen Meinung zu verzichten – die zwar nicht immer originell, aber stets durchdacht und solide dokumentiert ist.

Den Schwerpunkt der Untersuchung bilden die Kapitel zwei bis fünf, in denen der jeweilige Beitrag verschiedener Sektoren zum wirtschaftlichen Wachstum untersucht wird. Gould beginnt mit der Landwirtschaft, der vor allem am Anfang der Industrialisierungsphase wesentliche Bedeutung zukam. Er warnt davor, als Indikator dessen das quantitative Verhältnis der landwirtschaftlich nutzbaren Fläche zur Bevölkerungszahl zu verwenden und plädiert statt dessen für die Berechnung von Produktivitätsindizes. Deren Anwendung erlaubt Kalkulationen des agrarischen Beitrags zum Wirtschaftswachstum auch in Industriestaaten, die zwar von Land zu Land erhebliche Schwankungen erkennen lassen, aber dennoch deutlich die Konzeption des »balanced growth« bestätigen. Dagegen sieht Gould keinen Anlaß, die gelegentlich in der Literatur auftauchende These zu verteidigen, daß wirtschaftliches Wachstum untrennbar mit einem Rückgang des agrarischen Beitrags zum Sozialprodukt verbunden sei. Insbesondere die Volkswirtschaften Australiens und Neuseelands – mit denen der Verf. als Professor der Universität Wellington besonders vertraut ist – bieten hier instruktive Beispiele, die europäischen oder amerikanischen Autoren nicht selten entgehen.

Im Zentrum des dritten Kapitels steht die viel diskutierte Frage nach dem zwischen Investitionrate und Produktionssteigerung bestehenden Verhältnis. Zwar konzidiert der Verf., daß Steigerungen der Investitionsrate nicht notwendig einen langfristigen Produktionsanstieg bewirken, doch betrachtet er aufgrund seiner Analyse des historischen Datenmaterials kurzfristig solche Zusammenhänge als durchaus möglich. Liegt der Substituierbarkeitsgrad der Produktionsfaktoren niedrig, was in vor- und frühindustriellen Volkswirtschaften der Fall zu sein pflegt, so kann eine einmalige Kapitalzufuhr diesen Effekt unter Umständen auch langfristig hervorrufen, wenn gleich sich international und diachronisch konsistente Quotienten von Investitionszuwachs und Produktionsanstieg schwerlich berechnen lassen werden. Mit Recht wirft Gould der Wirtschaftstheorie vor, das zu diesem Punkt verfügbare historische Material nicht mit der nötigen Sorgfalt bearbeitet und aufgrund dessen die Möglichkeit bisher kaum beachtet zu haben.

Hinsichtlich der Bereitstellung der für eine Industrialisierung benötigten Kapitalien beschränkt sich der Verf. für die vor- und frühindustrielle Phase leider nur auf einige kurze Bemerkungen über England, obwohl die Datenlage keineswegs ganz so schlecht ist, wie gelegentlich angenommen wird. Mit Lewis, Postan und anderen vertritt er die Ansicht, daß in England das erforderliche Kapital lange vor Beginn der Industrialisierung vorhanden war: entscheidend wirkte sich hier nicht so sehr die Anhäufung der nötigen Gelder aus, sondern das Zusammentreffen von finanzieller Leistungsfähigkeit und der Bereitschaft zu ökonomischer Aktivität. Allerdings waren damit keineswegs alle finanziellen Mobilisierungsprobleme gelöst, was die große Bedeutung finanzieller Mittelsmänner für die englische Industrialisierung erklärt. Hinsichtlich der Entstehung der von ihnen mobilisierten Ersparnisse ergreift Gould im wesentlichen die Partei Friedmanns, der nicht das Einkommen, sondern den (freilich auch trendbedingten) Konsum als die unabhängige Variable betrachtet; allerdings läßt die unbefriedigende Materiallage eine weiterführende Beteiligung der Wirtschaftsgeschichte an dieser Diskussion nicht aussichtsreich erscheinen.

Erst nach dem Ende der napoleonischen Kriege kam in größerem Umfang die in der heutigen politökonomischen Diskussion besonders umstrittene Finanzierungsform des Kapitalexports bzw. -imports auf. Führend blieb auf diesem Gebiet bis 1914 Großbritannien. In diesem Zeitraum diente der Kapitalexport (der in Großbritannien zeitweise die Inlandsinvestitionen überstieg!) überwiegend zur Finanzierung ausländischer Staatsanleihen. Da diese größtenteils für infrastrukturelle Maßnahmen bzw. für die Deckung von social-overhead-Kosten benutzt wurden, lassen sich Rentabilitätsberechnungen praktisch nicht durchführen. Immerhin stellt Gould fest, daß Kapitalimport wirklich entscheidende Bedeutung nur für einige kleinere Volkswirtschaften erlangte, während er dem exportierenden Land eine Fülle wirtschaftlicher (und nicht selten auch politischer) Vorteile brachte. Zusätzlichen Nutzen zogen die kapitalexportierenden wie alle übrigen Industriestaaten aus der Tatsache, daß der Kapitalexport vor 1914 Krisen des internationalen Finanzsystems weitgehend verhinderte und damit diese »goldenen Jahre« auch zu einer Ära internationaler wirtschaftlicher Stabilität werden ließ.

Weniger günstig gestaltete sich die Lage der Schuldnerstaaten. Wie Gould anhand der Vorarbeiten von Knapp, Imlah u. a. überzeugend darlegt, neutralisierte langfristig der Zinsendienst auf importierte Kapitalien die etwa durch sie induzierten Wachstumseffekte, ja verschlechterte im Extremfall die Gesamtlage des Schuldners. (Allerdings gibt der Verf. einschränkend zu bedenken, daß jene »goldenen Jahre« eine Ära langfristig fallender Preise für die Produkte der Schuldnerstaaten waren, während im 20. Jh. an deren Stelle immer öfter Perioden steigender Preise traten, in denen sich die Last des Zinsendienstes entsprechend verminderte.) So bestätigt der historische Befund die These, daß Kapitalimport für eine sich entwickelnde Volkswirtschaft nur dann vertretbar ist, wenn er einen Anstieg der einheimischen Ersparnis bewirkt und daß im übrigen selbst dann Verzinsung und Rückzahlung solcher Kredite eine gefährliche Belastung darstellen.

Seit den 1930er Jahren und verstärkt nach 1945 ist ein wachsender Teil des Kapitalexports nicht mehr in staatlichen, sondern in Industripapieren angelegt worden. Dieser Anlageform entsprechend, fließt der Großteil der exportierten Kapitalien heutzutage in Industriestaaten, während die sich entwickelnden Volkswirtschaften nur schwer Investoren anziehen können. Mit anderen Worten: der moderne Kapitalexport trägt zwar wesentlich zum Wirtschaftswachstum bei, doch bleibt dieser Effekt auf die Industriestaaten beschränkt, während sich die zwischen ihnen und den Entwicklungsländern bestehende Kluft tendenziell vergrößert. Zwar können staatlicher Kapitalexport und Kredite internationaler Organisationen hier Wandel schaffen, doch werfen sie nicht selten durch eine – vom Verf. nachdrücklich kritisierte – Verzahnung von ökonomisch/humanitären und politisch/militärischen Motiven ihrerseits neue Probleme auf.

Da die moderne Theorie den Entwicklungsländern gelegentlich einen Ausbau ihrer Handelsbeziehungen als Schlüssel zur Steigerung ihres Wirtschaftswachstums empfiehlt, hat Gould in einem eigenen Kapitel das historische Material auf die Richtigkeit dieses Anrats hin überprüft. Selbstverständlich ist der Handel mehr als andere Wirtschaftszweige seit eh und je ein Objekt staatlicher Intervention, doch lagen dem langezeit weniger strukturpolitische, als vielmehr fiskalische Erwägungen zugrunde.

Der Verf. zeigt am Beispiel des vorindustriellen England, daß der Handel nicht nur die Staatskassen füllen, sondern auch zum Wirtschaftswachstum beitragen konnte, was allerdings überwiegend indirekt durch spin-off-Effekte geschah. Im übrigen bestreitet Gould hier wie im Falle der Landwirtschaft, daß wirtschaftliches Wachstum im industrialisierten Staat zwangsläufig mit einem Rückgang des vom Handel erbrachten Anteils am Volkseinkommen verbunden sei.

Der internationale Handel im 19. Jh. war gekennzeichnet einerseits von einer – großenteils technologisch bedingten – überproportionalen Expansion, andererseits von einer »vertikalen Spezialisierung« (Gould) zwischen Rohstoff- und Industriestaaten. Im Prinzip akzeptiert Gould Robertsons und Nurskes These, daß diese wachstumsfördernd auch auf die Volkswirtschaften kleiner Rohstoffstaaten gewirkt habe, daß diese Entwicklung aber mit steigender »horizontaler Spezialisierung« im Laufe des 20. Jhs. zu Ungunsten dieser Länder umgeschlagen sei. Jedoch nimmt er aufgrund des historischen Befundes Einschränkungen vor. So erlaubt die Datenlage für die Rohstoffländer des 19. Jhs. kaum eindeutige Aussagen über ihr wirtschaftliches Wachstum. Auch erweist es sich bei näherer Betrachtung, daß der heute sattsam bekannte »trade gap« zwischen Entwicklungs- und Industrieländern teilweise bereits vor 1914 existierte. Eine wirklich gesicherte Kausalität von Außenhandel und Wirtschaftswachstum läßt sich demnach für diese Phase nicht etablieren.

Unbezweifelbar ist dagegen die zweite Hälfte der Nurskeschen These: mit kurzen Unterbrechungen während beider Weltkriege und des Koreakriegs verbesserten sich im 20. Jh. die terms of trade der Industrie- gegenüber den Rohstoffstaaten. Dies führte weltweit zu einem überproportionalen Anstieg des Handels mit Industrieprodukten und zu einer relativen Verschlechterung der Wachstumschancen für Rohstoffstaaten – übrigens ein Effekt, der keineswegs nur auf die Entwicklungsländer unter den Rohstofflieferanten beschränkt blieb. Diese Tendenz dauert bis heute an.

Dennoch sind angesichts der Vielfalt der von Land zu Land wechselnden Erscheinungsformen Generalisierungen nur bedingt möglich. Immerhin bestätigt der historische Befund die schon 1945 aufgestellte These, daß die Industrialisierung nicht über Importsubstitution zum Rückgang des internationalen Handels mit Industrieprodukten geführt, sondern umgekehrt einen absoluten und relativen Anstieg dieses Handels ausgelöst hat. Die Kernfrage, welchen Beitrag der Außenhandel zum Wirtschaftswachstum leistet, ist damit freilich nicht klar beantwortet – und der Verf. zögert nicht, dies unumwunden zu konzedieren.

In dem vielleicht interessantesten Kapitel seiner Studie beschäftigt sich Gould mit dem Faktorenbündel, das eine wachsende Zahl von Ökonomen und Historikern als die wichtigste Determinante wirtschaftlichen Wachstums ansieht, mit der wissenschaftlichen und technologischen Entwicklung. Im Gegensatz zu den klassischen Produktionsfaktoren lassen sich diese Faktoren nicht ohne weiteres operationalisieren, weshalb sie in die Produktionsfunktionen üblicherweise als Restgröße eingehen, sofern sie nicht durch eine ceteris-paribus-Klausel überhaupt ausgeschlossen werden. Wie wenig dieses Verfahren den tatsächlichen Gegebenheiten gerecht wird, ist nachgerade bekannt, doch ist damit das Problem noch keineswegs gelöst. Schwierigkeiten bereitet es vor allem, die qualitativ ohne weiteres faßbaren Komponenten dieser Rest-

größe zu quantifizieren oder auch nur nach ihrer relativen Bedeutung zu gewichten. Hier kann auch Gould keine Lösung anbieten, ja er warnt davor, sich mit simplifizierenden Scheinlösungen zufrieden zu geben, die einer historischen Überprüfung nicht standhalten. Dies gilt etwa für Denisons Versuch, den Beitrag von Ausbildungsverbesserung und know-how zum wirtschaftlichen Wachstum zu ermitteln, den der Verf. mit Salter nachdrücklich kritisiert.

Etwas befriedigender als auf diesem Teilbereich der historischen Wissenschafts- und Bildungsforschung ist der Diskussionsstand hinsichtlich der Bewertung des technischen Fortschritts; allerdings bedürfen die herrschenden Lehren auch dort vielfach der Differenzierung. Berechtigte Einwände erhebt Gould insbesondere gegen die Verwendung der Patentstatistik als Indikator des technischen Fortschritts; bessere – wenngleich noch immer nicht voll befriedigende – Ergebnisse liefert eine Auszählung relevanter Erfindungen, wie sie Lilley oder Schmookler durchgeführt haben.

Die traditionelle »heroische« Interpretation der Wissenschafts- und Technikgeschichte wird heute fast allgemein angezweifelt, zumal sie die oft wichtigeren Prozeß- und Produktverbesserungen außer acht läßt. Inzwischen beginnt sich eine Synthese zwischen dieser herkömmlichen Auffassung und der vorzugsweise von der Chicago School of Sociology vertretenen Gegenthese anzubahnen, nach der Erfindungen primär als sozial determiniert, ja unter gewissen Umständen geradezu als »unvermeidlich« zu gelten haben. Ähnliches zeichnet sich in der Diskussion um den direkten Anlaß von Entdeckungen und Erfindungen ab: in der Praxis hat sich das »wissenschaftlich determinierte« Erklärungsmodell Nelsons als ebenso schematisch erwiesen wie Schmooklers Versuch, Erfindungen allein als »nachfrage-induziert« zu erklären. Wie Gould anhand des verfügbaren Materials nachweist, kommen nicht nur Beispiele für beide Erfindungstypen vor, sondern vor allem auch Mischformen, denen beide Modelle in ihrer rigiden Form nicht gerecht werden. Anschließend umreißt der Verf. den derzeitigen Diskussionsstand hinsichtlich der zwischen Invention und Innovation liegenden Inkubations- und der an die Innovation anschließenden Diffusionsphase. Auch hier zeichnen sich seine Ausführungen durch eine ruhige Abgewogenheit des Urteils aus sowie durch die Bereitschaft, die von den Theoretikern bereitgestellten Erklärungsmodelle am historischen Material zu überprüfen.

In seinem Schlußkapitel unterzieht Gould verschiedene Wachstumstheorien einer kritischen Betrachtung mit Blick auf die Frage, ob sich internationale und intertemporale Gesetzmäßigkeiten wirtschaftlichen Wandels formulieren lassen. Zwar verhindern Unterschiede in den geographischen, rohstofflichen, demographischen, technologischen und rechtlichen Rahmenbedingungen eine in allen Fällen gleichläufige Entwicklung, doch akzeptiert Gould die Existenz typischer Verläufe, wie sie vor allem Chenery und L. Taylor herausgearbeitet haben.

Skeptischer begegnet er den verschiedenen Stufentheorien, unter ihnen insbesondere Rostows »Stadien wirtschaftlichen Wachstums«. Zwar lehnt er Rostows umstrittenes Konzept des take-off nicht a limine ab, doch möchte er es in Anlehnung an Gerschenkrons Rückständigkeitsmodell modifiziert, gleichsam entschärft sehen. (Im übrigen erspart er Rostow nicht den Vorwurf, seine Argumentation allzu locker und unverbindlich gestaltet und seine Daten zum Teil recht willkürlich ausgewählt zu haben.) Einige abschließende Passagen gelten den Auswirkungen rechtlicher und

administrativer Veränderungen auf das Wachstum sowie Sir Arthur Lewis' Labour-Surplus-Modell.

Insgesamt stellt Goulds Arbeit zweifellos einen gelungenen Wurf dar. Gewiß ist – wie bei der Menge und Komplexität des behandelten Stoffes kaum anders denkbar – vereinzelt Kritik anzumelden. So erscheint es gelegentlich fraglich, ob die vom Verf. angezogenen Autoren wirklich repräsentativ für die derzeitige Diskussion in ihrer ganzen Vielfältigkeit sind; dies gilt etwa für Goulds Kapitel über den technischen Fortschritt, in dem die mathematisierende Richtung um Uzawa, Shell oder C. C. v. Weizsäcker etwas zu kurz gekommen scheint. Recht knapp wird auch die vorindustrielle Zeit behandelt, ebenso der Beitrag, den der Staat – etwa durch Wissenschaftsausgaben und/oder Wissenschaftspolitik – zum Wirtschaftswachstum leistete. Gewiß reichte dies teilweise schon auf die vom Verf. explizit ausgesparten nichtökonomischen Erklärungsebenen hinüber, doch wäre zu fragen, ob nicht diese Ebenen wenigstens in der Form eines Ausblicks mit der ökonomischen hätten vermittelt werden müssen. Schließlich sei darauf hingewiesen, daß Goulds Argumentation noch wirksamer wäre, wenn er seine wirtschaftshistorische Beweisführung gelegentlich weniger breit, aber dafür im Einzelfall detaillierter anlegte.

Diese Kritik wird jedoch bei weitem von den positiven Momenten überwogen. Gould hat es verstanden, auf einem der meist diskutierten wirtschaftstheoretischen Gebiete nicht nur den gegenwärtigen Diskussionsstand in klarer und lesbarer Form zusammenzufassen, sondern außerdem die einzelnen Diskussionsbeiträge am historischen Material wirksam zu überprüfen und auf ihre Brauchbarkeit zur Erklärung wirtschaftsgeschichtlicher Zusammenhänge hin zu untersuchen. (Wenn in der Fülle der vorgetragenen Meinungen Argumentation und eigenes Urteil des Verf. gelegentlich allzu weit in den Hintergrund treten, so tut das der Qualität seiner Arbeit keinen nennenswerten Abbruch.) Ein großer Teil des in diesem Zusammenhang verwendeten Datenmaterials stammt aus den nachgerade klassischen Objekten wirtschaftshistorischer Analyse – Großbritannien, Deutschland und den USA –, doch sind außerdem in erfreulichem Umfang auch andere Volkswirtschaften in den Vergleich einbezogen worden; hier seien stellvertretend nur Australien, Neuseeland und Japan genannt, die meist außerhalb des Blickfeldes der europäischen Wirtschaftshistorie liegen und doch – wie gerade Goulds Arbeit zeigt – überaus lohnende Vergleiche ermöglichen. Wenn dennoch zahlreiche zentrale Fragen gar nicht oder nur unvollständig beantwortet werden konnten, so geht dies nicht zu Lasten des Verf., sondern verdeutlicht nur einmal mehr die im wirtschaftswissenschaftlichen Forschungsstand noch immer klaffenden Lücken. Goulds eigentliches Ziel war es, im Bereich der wirtschaftlichen Wachstumsforschung einen Beitrag zur Vermittlung von Wirtschaftstheorie und Wirtschaftsgeschichte zu leisten; dieses Ziel hat Gould ohne Zweifel erreicht.

Lothar BURCHARDT, Konstanz